

Alte Kriege, neue Nachbarn

VON DIRK AUER, BELGRAD

„Wohin willst du gehen“, wollte Milan wissen, als Hari zum ersten Mal vor ihm stand. Milan spricht weder Englisch noch Persisch, Haris Muttersprache. Also deutete er erst auf Hari, dann auf den Boden und schließlich irgendwohin in die Ferne. „Kanada“, antwortete Hari. Aber es könne eigentlich auch jedes andere Land sein, wo es sich für ihn, einen Christen aus dem Iran, in Frieden leben lasse.

Das war vor einer Woche. Seitdem schaut Hari täglich wenigstens für ein paar Minuten bei Milan vorbei. „Er ist ein guter Typ“, sagt Hari über Milan – und hat dabei doch nur eine vage Ahnung, warum auch Milan, ein Serbe, in einem serbischen Flüchtlingslager lebt.

Milan, ethnischer Serbe, stammt ursprünglich aus Kroatien. In Knin, Mittel-Dalmatien, arbeitete er einst als Lehrer für Biologie und Chemie – bis zum August 1995. Vor genau 20 Jahren eroberte die kroatische Armee mit einer militärischen Großoffensive das Gebiet der selbst ernannten „Serbischen Republik Krajina“ zurück. Der Krieg in Kroatien war damit beendet. Mit einer pompösen Militärparade in der kroatischen Hauptstadt Zagreb gedachte man vergangene Woche der Ereignisse.

Was für die einen Grund zur Freude war, bedeutete für andere den Verlust von Haus und Hof: Über 200.000 Serben flohen oder wurden vertrieben. So wie Milan. 20 Jahre später wohnt er mit seiner Frau noch immer in einem Provisorium: dem Flüchtlingslager Krnjaca, einer Ansammlung von 15 lang gestreckten Baracken am Rande von Belgrad – obwohl die serbische Regierung seit Jahren verspricht, das Lager zu schließen und die Bewohner in Sozialwohnungen unterzubringen.

Milan sitzt unter einem Sonnenschirm und trinkt mit Hari Kaffee. Am frühen Vormittag waren sie zusammen angeln. Schweigend hatten sie nebeneinander gesessen und auf den See geschaut. Jetzt ist es Mittag, die Sommerhitze drückt schwer auf die flachen Baracken. In einer bewohnt Milan mit seiner Frau ein kleines Zimmer, nicht mehr als zwölf Quadratmeter groß. Vor der Baracke hängt Wäsche zum Trocknen. Menschen sitzen herum, starren, dösen oder unterhalten sich.

Etwa 700.000 Serben aus Kroatien, Bosnien-Herzegowina und Kosovo waren als Folge der kriegerischen Konflikte im

Im Lager Krnjaca in Serbien leben noch immer Flüchtlinge aus der Zeit des Balkankriegs. Heute treffen sie dort auf Asylsuchende aus Nahost und Afrika, die auf ihrem Weg nach Westeuropa hier durchkommen.



NEUE FREUNDE. Der Serbe Milan (o. l.) und der Iraner Hari gehen angeln; Hari in seiner Baracke (r.)

„Nur wenn ich tagsüber fische, kann ich loslassen. Dann kann ich nachts ruhig schlafen.“

Milan, im Jahr 1995 aus Kroatien vertrieben, lebt heute im Flüchtlingslager.

ehemaligen Jugoslawien gezwungen, ihre Heimat zu verlassen. Nur eine Minderheit ist zurückgekehrt, die meisten haben sich inzwischen ein neues Leben in Serbien aufgebaut. Und so leerte sich auch das Lager Krnjaca nach und nach – bis zum vergangenen Jahr, als Serbien eine neue Flüchtlingskrise erlebte, diesmal jedoch keine, die mit den Konflikten auf dem Balkan in Zusammenhang steht.

Während sich die internationale Aufmerksamkeit auf die Tragödien im Mittelmeer konzentriert, ist Serbien zu einem wichtigen Transitland für Flüchtlinge auf der neuen Westbalkan-Route geworden, die von Griechenland oder Bulgarien über Mazedonien und Serbien nach Ungarn verläuft. 38.000 Menschen haben allein in der ersten Jahreshälfte Asyl in Serbien beantragt, im ganzen Jahr 2013 waren es lediglich 5000. Es sind Menschen aus Syrien, Afghanistan, Irak und afrikanischen Ländern. Und so konnte Milan mitverfolgen, wie sich nach und nach die Baracken wieder füllten. Er bekam neue Nachbarn.

So wie Hari aus dem Iran. Als Christ wurde er dort verfolgt, sagt er. Den Boden Europas betrat er zum ersten Mal auf der griechischen Insel Kos, nachdem ihn Schlepper von der Türkei aus über das Meer gebracht hatten. Dort lebte er vier Jahre. Er versuchte, sich mit kleinen Jobs über Wasser zu halten, landete immer wieder im Gefängnis, weil er keine Dokumente hatte – bis er sich schließlich wieder auf den Weg machte: nach Mazedonien, immer zu Fuß auf den Zuggleisen Richtung Norden. Auf derselben gefährlichen Strecke sind jüngst 14 Flüchtlinge von einem Zug überrollt worden.

Viel hat Hari nicht dabei: ein paar Kleidungsstücke und sein Handy. Darauf kann er Milan Videos seiner Reise zeigen, wie er allein durch die serbischen Felder lief, seinen Kopf mit einem Tuch vor der prallen Sonne geschützt. Und immer wieder hört man, wie er beim Laufen Gebete vor sich hin murmelt. Hari ist sich deshalb auch sicher, dass es göttlicher Beistand war, der ihm diese Frau schickte, als ihm das Geld ausging und er hungrig auf dem Bahnsteig in der südserbischen Stadt Niš stand. Sie gab ihm zu essen und zu trinken – und ein Zugticket nach Belgrad.

Milan sagt, er könne verstehen, dass Menschen so viel auf sich nehmen, um ein besseres Leben zu finden. Auch unter den anderen gut 200 Alteingesessenen ist kein negatives Wort über die neuen Nachbarn zu hören. „Manche sagen sogar ‚Guten Tag‘ auf Serbisch“, sagt Arsen Zecevic. Auch er wurde, so wie Milan, vor 20 Jahren aus Kroatien vertrieben. „Es sind keine schlechten Leute“, bestätigt Milan. Und irgendwie seien sie ja alle in der gleichen Situation.

Genau genommen hat Milan bereits drei Mal unfreiwillig das Dach über dem Kopf verloren: das erste Mal durch ein Erdbeben, das zweite Mal durch die kroatische Armee, das dritte – in einem anderen Flüchtlingslager – durch einen Stromschaden. Die Baracke ging damals in Flammen auf. Jetzt, wo sie hier direkt an der Donau leben, können eigentlich nur noch ein Meteorit und eine Überschwemmung kommen, sagt er. Mit seinem Humor hat es spätestens in der Nacht ein Ende. Bis heute hat Milan Alpträume, in denen er die Ereignisse der Vergangenheit noch einmal durchlebt. „Nur wenn

ich tagsüber fischen war, kann ich loslassen“, sagt er: „Dann kann ich nachts ruhig schlafen.“

Auch wenn sie sich nur mit Händen und Füßen verständigen können: Er fühlt eine gute Verbindung zu Milan, sagt Hari. Generell hat er keinen schlechten Eindruck von Serbien, zumindest wenn er die Situation mit jener im EU-Land Griechenland vergleicht. Oder mit dem, was ihm seine Zimmergenossen erzählen, die über Bulgarien nach Serbien gekommen sind. Dort würden Flüchtlinge ein-

fach weggesperrt oder in menschenunwürdige Lager gesteckt, sagt er. Der Leiter des Lagers Krnjaca jedoch ist rührend bemüht: Am Tag zuvor hatte er ein Fußballspiel zwischen den Asylbewerbern und dem lokalen Fußballklub organisiert.

Allerdings mehren sich auch in Serbien die Berichte von staatlicher Willkür gegenüber Flüchtlingen. Vor allem an der Grenze zu Mazedonien kommt es zu Misshandlungen und Schikanen, wie Amnesty International kürzlich berichtete. Außerdem gibt es kaum eine Chance auf ein faires Asylverfahren, das Flüchtlingen nach internationalem Recht zusteht. 2014 erhielt genau ein einziger Antragsteller Asyl in Serbien.

Doch bleiben will in Krnjaca ohnehin niemand. Statt den Abschluss des Asylverfahrens abzuwarten, setzen die meisten ihren Weg schon nach kurzer Zeit wieder in Richtung der wohlhabenderen EU-Länder wie Deutschland, Österreich oder Schweden fort.

Die serbischen Flüchtlinge dagegen wollen 20 Jahre nach Kriegsende endlich raus aus dem Provisorium. Seit Kurzem gibt es für sie wieder Hoffnung. Die UN-Flüchtlingsorganisation Unhcr hat angekündigt, dass Ende 2016 die letzten Flüchtlinge aus Kroatien ihren internationalen Flüchtlingsstatus verlieren werden. Die Finanzierung des Lagers wird auslaufen. Die Regierung steht dadurch plötzlich unter Druck: Spätestens 2016 sollen nun die lange versprochenen Sozialwohnungen gebaut und das Lager geschlossen werden. Bereits jetzt sind unter den Flüchtlingen die Bewerbungsunterlagen im Umlauf.

Und so hofft Milan, doch noch einmal ein normales Leben führen zu können: morgens aufstehen, seiner Frau einen Kaffee machen und gemeinsam auf „die schönsten Farben der Welt blicken“, wie er bedächtig sagt. Die Farben der eigenen vier Wände.

Aber auch unter den neuen Migrantinnen hat sich Unruhe breitgemacht, nachdem bekannt wurde, dass Ungarn an der Grenze zu Serbien einen vier Meter hohen Zaun errichten will. Ein neues Gesetz erlaubt es der ungarischen Regierung, Asylanträge von Flüchtlingen abzulehnen, die über Serbien eingereist sind, und sie umgehend wieder abzuschicken. Hari wäre eigentlich gern noch ein wenig geblieben. „Aber jetzt müssen wir uns wohl beeilen“, sagt er. n

Dirk Auer ist Mitarbeiter des Korrespondentennetzwerkes n-ost.

